

Einleitung

Das Jahr 1816 gilt vielfach als „das Jahr ohne Sommer“.¹ Infolge des gewaltigen Ausbruchs des indonesischen Vulkans Tambora im April 1815 verfinsterte sich die Sonne, und Europa war von klimatischen Auswirkungen betroffen, die Missernten und sogar eine Hungersnot mit sich brachten. In diesem ‚Horrorsommer‘ verweilte die damals 19-jährige Mary Shelley mit Verwandten und Freunden wie Lord Byron in einer Villa am Genfer See und widmete sich in amöner Umgebung dem intellektuellen Austausch sowie dem Schreiben. Hier entstand bekanntlich ihr „Frankenstein“, der im Jahr 1818 veröffentlicht wurde.

Zweihundert Jahre später, im Jahr 2018, erlebte Europa zwar einen der heißesten Sommer seit Beginn der Wetteraufzeichnungen, aber in diesem Jahr sollte der Literatur etwas fehlen: 2018 wurde „das Jahr ohne Literaturnobelpreis“.

Diesen Umstand sowie die dazu führenden Verwerfungen innerhalb der Schwedischen Akademie konnten die Herausgeberinnen dieses Bandes nicht antizipieren, als sie im Jahr zuvor eine Ringvorlesungsreihe an der Freien Universität Berlin planten, die im Sommersemester 2018 die vierzehn Autorinnen präsentieren sollte, die bislang mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurden.

Dieser Band dokumentiert die für den Druck überarbeiteten Vorträge dieser Vorlesung. Literaturwissenschaftler*innen aus Berlin, Deutschland und der Welt stellen hier aus ihrer jeweiligen Fachperspektive vierzehn Autorinnen und deren Werke vor, die in solch einem interdisziplinären literaturwissenschaftlichen Zusammenhang noch nie bearbeitet und diskutiert worden sind. Simone Frielings Buch „Ausgezeichnete Frauen: Die Nobelpreisträgerinnen für Literatur“ (Marburg an der Lahn 2016) soll hierfür als wichtige Vorarbeit genannt sein, auch wenn dort eher ein biographischer und weniger ein literaturwissenschaftlicher Zugriff im Mittelpunkt steht.

In Anschluss an die von Virginia Woolf in ihrem Essay „A Room of One’s Own“ bereits im Jahr 1929 beschriebenen Herausforderungen für das literarische Schreiben von Frauen, wird in den vierzehn in diesem Band versammelten Beiträgen auch die Frage nach Bedingungen und Widersprüchen künstlerischer Kreativität gestellt. Es ist alles andere als Zufall, dass dabei auch Prozesse der Kanonbildung und Geschlechterdifferenz diskutiert werden, auch wenn die Einsicht, dass die Produktion wie die Rezeption von Kunst und Literatur keine geschlechtsneutralen Tätigkeiten sind, nicht neu ist. Doch der Umstand, dass diesen vierzehn ausgezeichneten Frauen 100 männliche Literaturnobelpreisträger

1 Siehe z. B. Sabine Kaufmann, 1816. Das Jahr ohne Sommer, Karlsruhe: G. Braun, 2013.

gegenüberstehen, zeigt, dass Autorschaft nicht nur kulturhistorisch als an eine männliche Subjektposition gebunden wahrgenommen wurde, sondern dass Autorisierungsprozesse weiblichen Schreibens weiterhin vielschichtig bleiben. So fokussierte unsere Ringvorlesung nicht nur literarische Traditionen von Frauen, sondern auch Fragen nach der Anerkennung, gar Politisierung und Funktionalisierung weiblichen Schreibens in unterschiedlichen historischen Kontexten.

Die Geschichte der Nobelpreisträgerinnen ist immer auch die Geschichte derer, die diesen Preis nicht gewonnen haben. Virginia Woolf zählt dazu ebenso wie Sylvia Plath, Gertrude Stein, Clarice Lispector oder Simone de Beauvoir, wie überhaupt noch nie eine französische Autorin den Literaturnobelpreis erhielt, mit Ausnahme wiederum von Maryse Condé, die 2018 mit dem alternativen Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Dieser Band spiegelt über die 110 Jahre der Verleihung des Literaturnobelpreises an Frauen mithin konventionalisierte Erwartungshaltungen ebenso wider wie Überraschungsmomente, er beschreibt Deutungsmechanismen von Interpretationsgemeinschaften in synchronen Gefügen, die Auskunft über das Selbstverständnis des Nobelpreises und seine Wirkung in gesellschaftlichen und politischen Kontexten geben können. Die Entscheidungen über die Vergabe des Nobelpreises wie die Entscheidung über dessen Nicht-Vergabe machen Kontexte sichtbar, in denen bestimmte Formen und Themen der Literatur, für die einige Autorinnen jeweils als repräsentativ erachtet wurden, besondere Konjunktur hatten. Sie lassen Aspekte und Kriterien hervortreten, die ihrerseits zum Gegenstand literaturhistorischer wie gendertheoretischer Untersuchungen werden können.

1929 schrieb Virginia Woolf zu Beginn ihres Essays: „A woman must have money and a room of her own if she is to write fiction; and that, as you will see, leaves the great problem of the true nature of woman and the true nature of fiction unsolved. I have shirked the duty of coming to a conclusion upon these two questions – women and fiction remain, so far as I am concerned, unsolved problems.“² Die offene Frage, von der Woolf hier spricht, ist auch neunzig Jahre später nicht beantwortet. Wie auch Woolf geht es weder den Herausgeberinnen noch den einzelnen Beiträgen um essentialistische Positionierungen oder normative Vorstellungen einer „true nature“ von Geschlechtlichkeit oder Fiktion. So, wie Ruth Klüger in ihrem Buch „Was Frauen schreiben“ nicht das Schreiben und Lesen von Männern und Frauen unterschieden hat, ist auch uns die Vielfalt von Leseerfahrungen, die der Komplexität literarischer Gegenstände entspricht zentral. Doch, so Klüger: „Bei jeder Nobelpreisverleihung an eine Autorin ist das Erstaunen groß, gemischt mit spürbarer Entrüs-

2 Virginia Woolf, „A Room of One's Own“, ed. by Jennifer Smith, Cambridge: CUP, 1995 [1992], 13.

tung, als ob den Männern etwas entrissen werde, das ihnen von Rechts wegen gehört. Das Vorurteil gegen das weibliche Gehirn hat zwar stark abgenommen, aber verschwunden ist es nicht. Schon darum lohnt es sich, einen Scheinwerfer auf die Bücher von Autorinnen zu richten.“³

Anne Fleig, die in diesem Band über Elfriede Jelinek schreibt, hat in einer Studie die theoretischen und politischen Grundlagen von Gender aus der interdisziplinären Perspektive der historischen Soziologie, der Philosophie, der Pädagogik und der Literaturwissenschaft befragt, und damit sowohl eine kritische Revision des Begriffs Gender wie eine Kontextualisierung von Gender-Theorien vorgelegt. Die darin versammelten Wissenschaftlerinnen stellen zentrale Erkenntnisse der Gender-Forschung nicht infrage – wie etwa die Einsicht, dass Geschlecht ein soziales Konstrukt ist. Vielmehr heben sie die erheblichen Impulse hervor, die Genderkonzeptionen der Theoriebildung gegeben haben. Gleichwohl weisen sie auf die Problematik des Gender-Begriffs hin, der in seiner Diffundierung der Geschlechterkategorie möglicherweise alte, diskriminierende Strukturen restabliert.⁴

Dieser Band stellt mit vierzehn Autorinnen weit über nationale Grenzen ausgreifende weltliterarische Zusammenhänge vor und ist chronologisch nach dem Datum der Preisverleihung strukturiert. In Ergänzung der wichtigen Einsichten von Fleig et al. wäre daran zu erinnern, dass uns heute selbstverständliche transnationale Zugriffe einer globalen Literaturwissenschaft die Literaturgeschichte von Frauen nicht aus dem Blick verlieren dürfen. Dies zeigt bereits der erste Beitrag von Stefanie von Schnurbein (Humboldt-Universität zu Berlin) über Selma Lagerlöf, die 1909 als Frau den Nobelpreis für Literatur verliehen bekam. Bereits 1904 war Selma Lagerlöf erstmals für den Nobelpreis vorgeschlagen worden, und Stefanie von Schnurbein argumentiert, dass die Wartezeit bis zur tatsächlichen Auszeichnung auch an Vorbehalten gegenüber der skandinavischen Literatur jener Zeit festzumachen sei. Der Aufsatz macht an ausgewählten Textanalysen deutlich, wie differenziert sich Lagerlöf innerhalb des schwedischen nationsbildenden Diskurses des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu situieren vermochte, und dies mit dem Ziel, die übernationale humanistische Botschaft ihrer Texte zu bewahren. Dabei widerlegt von Schnurbein auch eine Formulierung der Nobelpreisbegründung, welche die „Einfachheit und Reinheit“ von Lagerlöfs Schreiben gelobt hatte, und zeigt, wie komplex und reflektiert die Erzählverfahren in diesem Werk sind.

³ Ruth Klüger, „Was Frauen schreiben“, Wien: Zsolnay, 2016, 9 f.

⁴ Anne Fleig (Hg.), „Die Zukunft von Gender: Begriff und Zeitdiagnose“, Frankfurt am Main: Campus, 2014.

Im zweiten Beitrag porträtiert Joachim Küpper (Freie Universität Berlin) Grazia Deledda, die Preisträgerin von 1926, als eine zu Unrecht vergessene und unterschätzte Autorin der italienischen Literaturgeschichte. Dabei wird auch das für die Schriftstellerin zentrale Verhältnis von italienischer und sardischer Sprache diskutiert und ihr Schreiben in die Tradition des *Verismo*, der italienischen Variante des Naturalismus, eingeordnet. Im Mittelpunkt des Beitrags steht ein im Jahre 1900 erschienener, europaweit rezipierter Roman Deleddas, dem der Protagonist Elias Portolu den Titel verliehen hat und 1916 mit Eleonora Duse in der Hauptrolle verfilmt wurde. Küpper deutet Form und Gehalt des Romans – die Hauptfigur verliebt sich in die Braut seines Bruders – als implizite Kritik am Sexualregime der katholischen Kirche. Der veristische Roman Deleddas lässt deren rigide Moral als illusionär erscheinen.

Janke Klok (Humboldt-Universität zu Berlin) präsentiert im dritten Beitrag die norwegische Autorin Sigrid Undset, Preisträgerin des Jahres 1928, als eine zentrale Figur der literarischen Vermessung Norwegens am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Der Beitrag zeigt zunächst die Vielfalt der Betätigungsfelder von Undset auf und reflektiert die Kanonisierung ihres Werkes in Norwegen und darüber hinaus. Klok diskutiert den dreibändigen historischen Roman „Kristin Lavranstochter“ als einen Text, der in der Gedankenwelt mittelalterlicher Figuren durchaus auch moderne Fragen zu adressieren vermag. Die politischen Dimensionen des essayistischen und journalistischen Schreibens von Undset veranschaulicht Klok anhand des 1919 veröffentlichten Textes „Et kvinnesynspunk“ (dt.: *Ein Frauenstandpunkt*) und anhand von Undsets unverbrüchlicher Haltung gegen jede Form von Antisemitismus. Undsets Werk war in Hitlerdeutschland verboten; als der Zweite Weltkrieg Norwegen erreichte, musste sie in die Vereinigten Staaten flüchten.

Henning Klöter (Humboldt-Universität zu Berlin) porträtiert das Werk der in China aufgewachsenen Autorin Pearl S. Buck, der 1938 der Nobelpreis zuerkannt wurde. Er würdigt Bucks Romane, die in China spielen und deren Protagonist*innen aus China sind, als wichtigen ersten Schritt in der sich im 20. Jahrhundert nur allmählich einstellenden Anerkennung chinesischer Kulturen, verweist aber zugleich darauf, dass es sich bei diesem Werk weder um eine chinesische Autorin noch um chinesische Literatur handele. Klöter situiert dies vor dem Horizont einer seit über zehn Jahren andauernden Kontroverse, wie in einem kulturell so vielfältigen Zusammenhang chinesische Literatur von nicht-chinesischer Literatur zu unterscheiden sei. Dies wird entlang ausgewählter Passagen aus der Bucks Romantrilogie der 1930er Jahre diskutiert. Dabei konturiert Klöter auch die Rolle dieser Romane von Pearl S. Buck für die Wahrnehmung des literarischen Sujets China in den Vereinigten Staaten.

Der fünfte Beitrag von Susanne Klengel (Freie Universität Berlin) führt ein in das Werk der bislang einzigen Schriftstellerin aus Lateinamerika, die einen

Literaturnobelpreis erhielt: Die Chilenin Gabriela Mistral war 1945 ausgezeichnet worden. Dies war zugleich der erste Literaturnobelpreis für Lateinamerika überhaupt. Klengel veranschaulicht die symbolische Bedeutung des Preises als Auftakt einer verstärkten Wahrnehmung lateinamerikanischer Literaturen und Kulturen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Das Diskursgeflecht des Kalten Krieges veränderte die Sicht auf Lateinamerika, und Klengel macht deutlich, wie Mistral mit ihrem poetischen Werk die Rede über Frieden und kulturellen Wiederaufbau mitgeprägt hat. Neben ihrer Dichtkunst werden auch Mistrals Texte zu Bildung und Erziehung rezipiert. So liest Klengel Leben und Werk von Mistral als Engagement für einen Humanismus, der auf einer Anerkennung kultureller Partikularität beruht, und verortet ihr Schreiben als zentral für den transatlantischen intellektuellen Dialog zwischen Nord und Süd.

Das Werk von Nelly Sachs, die 1966 gemeinsam mit Shmuel Agnon den Nobelpreis verliehen bekam, stellt der Beitrag von Annette Jael Lehmann (Freie Universität Berlin) vor. Im Zentrum der Überlegungen stehen die beiden Gedichtbände „In den Wohnungen des Todes“ und „Sternverdunkelung“, die Nelly Sachs 1947 und 1949 veröffentlichte. Lehmann liest diese dichterischen Texte im Zeichen der Hinwendung der Autorin zu den Opfern der Shoah und akzentuiert dabei die existentielle Dimension der Gedichte. Dabei geht das dichterische Selbstverständnis von Nelly Sachs über die Repräsentation kollektiver Erinnerung hinaus und verbindet sich mit den Leidenserfahrungen der Ermordeten. Vor diesem Horizont veranschaulicht Lehmann Nelly Sachs' Werkgeschichte als markiert von der Suche nach einer Lyrik nach und über Auschwitz. Dabei wird auch auf spätere Texte eingegangen, etwa den 1957 erschienenen Gedichtzyklus „Und niemand weiß weiter“, den Lehmann als Ausdruck einer existentiellen dichterischen Krise von Nelly Sachs deutet. Auch die späte Lyrik wird vorgestellt, so dass das gesamte Werk der Autorin als an jene Geschichte gebunden erkennbar wird, der Nelly Sachs selbst nur knapp entfliehen konnte.

Im siebten Beitrag des Bandes führt Anne Enderwitz (Freie Universität Berlin) in Leben und Werk der Preisträgerin des Jahres 1991 ein. Dabei verweist Enderwitz auch auf den Umstand, dass ein ganzes Vierteljahrhundert vergehen musste, bevor nach Nelly Sachs mit Nadine Gordimer wieder eine Schriftstellerin ausgezeichnet wurde. Enderwitz porträtiert Nadine Gordimers Werk als literarischen Widerstand gegen die Apartheid. Dabei geht es Enderwitz weniger um Fragen historischer Zeugenschaft – es handele sich schließlich bei Gordimer um eine weiße, privilegierte Schriftstellerin, die nicht für sich in Anspruch genommen habe, für die vielfältigen Erfahrungen schwarzer Südafrikaner und Südafrikanerinnen zu sprechen. Umso schärfer zeichnet Enderwitz die Konturen der Zeitkritik in Gordimers Werk nach, das stets mit den sozialen und politischen Realitäten in Südafrika verwoben ist. Der Beitrag zeigt anhand von vier Roma-

nen die Bandbreite von Gordimers literarischem Werk auf und hält dabei wesentliche Konstanten ihres Schreibens fest.

Der achte Beitrag von Ulla Haselstein (Freie Universität Berlin) behandelt Toni Morrison, die Nobelpreisträgerin von 1993. Wie Morrison selbst plädiert auch Haselstein für ein erweitertes Verständnis der Moderne, das die Geschichte der Versklavung miteinschließt. Morrisons Werk wird dabei nicht im klassischen Sinne der Fortsetzung einer Tradition verstanden, sondern als eine Verbindung afrikanischer und europäischer Elemente, die einen Raum der wechselseitigen Reflexion eröffnet. Der Beitrag diskutiert eingehend Morrisons wohl bekanntesten Roman *Beloved* (1987) sowie den Essayband „Playing in the Dark“ (1992). Der Beitrag zeigt, wie Morrisons Aufnahme der Geschichte der flüchtigen Sklavin Margaret Garner nicht nur als Beispiel für die postkoloniale literarische Praxis des Nacherzählens oder neu-Erzählens traditioneller ‚Slave Narratives‘ wie „Uncle Tom’s Cabin“ verstanden werden kann. Vielmehr werden darin sowohl die Gattungen des ‚Slave Narratives‘ wie auch die des Schauerromans zu postmodernen Wiedergängern ihrer selbst, in denen die Sprecherinnen als Vexierphänomene zwischen Introspektion und Objektivierung changieren. Der Beitrag betrachtet die Virtuosität der Sprache Morrisons in Verbindung mit ihrer Reflexion afroamerikanischer Identität.

Alfrun Kliems (Humboldt-Universität zu Berlin) stellt im neunten Beitrag die polnische Dichterin Wisława Szymborska vor, die Preisträgerin des Jahres 1996. Kliems diskutiert die Verleihung an Szymborska im Vergleich zu den bis dahin ausschließlich männlichen Nobelpreisträgern Polens und betrachtet Szymborskas zeitweilige Nähe zum sozialistischen Realismus. In zahlreiche Einzelanalysen ihrer Gedichte wie „Insel der Sirenen“ (1954) und „Lots Frau“ (1976) situiert Kliems Szymborska im Kontext der polnischen Avantgarde sowie später im Bereich des post-katastrophistischen Schreibens. Im Zentrum der Analysen stehen Prozesse der metaphorischen Versteinerung im Rahmen derer die Position der Autorin analog zu ihrem mythologischen Pendant, der Nymphe Echo, interpretiert wird.

Dorothee Birke (Universität Innsbruck) führt in das Werk von Doris Lessing ein, die 2007 ausgezeichnet wurde. Der Beitrag hebt Lessings Kritik an der Institution ‚Nobelpreis‘ hervor wie auch deren Missbilligung ihrer anfangs einseitig feministischen Rezeption. Im Zentrum des Beitrags steht Lessings „The Golden Notebook“ (1962), das als repräsentativ für Lessings Gesamtwerk und dessen autofiktionale Experimente betrachtet werden kann. Charakteristische Positionen in der Rezeptionsgeschichte von „The Golden Notebook“ werden illustriert und der Roman wird insbesondere in seiner Darstellung von Geschlechterrollen sowie seiner metanarrativen Reflexion des künstlerischen Prozesses vor dem Hintergrund konfligierender modernistischer wie realistischer Tendenzen gelesen.

Im elften Beitrag porträtiert Anne Fleig (Freie Universität Berlin) die Preisträgerin von 2004, Elfriede Jelinek. Fleig liest das künstlerische Werk Jelineks von seinen Anfängen in der experimentellen Lyrik über die teils als skandalträchtig empfundenen Romane bis hin zu ihren zahlreichen Dramen aus der Perspektive von Jelineks Auseinandersetzung mit der Sprache. Ihre sprachkritischen wie auch sprachspielerischen Verfahren kennzeichnen, wie Fleig darlegt, stets auch die Reflexion ihrer Rolle als Autorin. Neben einem Überblick über die Biographie Jelineks und ihr Werk, das sich wie z. B. „Die Kinder der Toten“ (1995) häufig in Auseinandersetzung mit politischen und gesellschaftlichen Ereignissen befindet, betrachtet der Beitrag Jelineks Dramen wie „Sportstück“ (2002), in dem erstmals eine Autorinnenfigur auftritt, und „Ulrike Maria Stuart“ (2006), Jelineks erstes Stück nach der Nobelpreisverleihung, das im Dialog mit Schiller auf die Macht und Gewalt der Worte verweist und die Position der Autorin als eine im ‚Abseits‘ beschreibt.

Jürgen Brokoff (Freie Universität Berlin) stellt das Oeuvre von Herta Müller vor, die 2009 den Literaturnobelpreis erhielt. Der Beitrag thematisiert die Frage multipler Herkunft eines Schreibens, das sich zwischen Zentrum und Peripherie bewegt und darin die Relation von Heimat und Fremde perspektiviert. Anhand von Müllers Werk „Niederungen“ (1982) werden die Darstellung der banatschwäbischen Provinz wie auch die Widerstände der rumänischen Diktatur, gegen die Müller sich fernab der literarischen Zentren Europas Gehör verschaffen musste, veranschaulicht. Der für Müllers Werk zentrale Zusammenhang von Trauma, Erinnerung und Erzählung wird in einer exemplarischen Lektüre von Müllers Roman „Atemschaukel“ (2009) analysiert.

Der dreizehnte Beitrag von Reingard M. Nischik (Universität Konstanz) handelt von Alice Munro, die 2013 ausgezeichnet wurde. Mit Munro ging der Literaturnobelpreis erstmals an eine kanadische Autorin, und Nischik thematisiert den Umstand, dass kanadische Schriftstellerinnen und Schriftsteller bei der Nobelpreisvergabe bis dahin keine Berücksichtigung fanden. Mit der Nobelpreisverleihung an Munro ging, so Nischik, gleichfalls die Aufwertung der Gattung Kurzgeschichte einher. Der Beitrag nimmt das Leben und Wirken der vergleichsweise zurückgezogen lebenden Munro in den Blick und betrachtet ihr Gesamtwerk als ‚variantenreiche Parallelgeschichte zu ihrer eigenen Erfahrungswelt‘. Nischik thematisiert diese autobiographische Fundierung Munros Werk ausführlich und behandelt weitere Charakteristika von Munros Schreiben, wie die weibliche Wahrnehmungsperspektive, die Ästhetik des Augenblicks sowie Munros subtilen Perspektivwechsel und ihre fragmentarischen Darstellungsformen, die kennzeichnend für ihre Poetik sind. In seinem zweiten Teil widmet sich der Beitrag dem Motiv des Schreibens selbst, wie es z. B. in Munros Geschichte „Family Furnishings“ (2001) entfaltet wird.

Alexander Wöll (Universität Potsdam) beschließt den Band mit einem Beitrag über Svetlana Aleksievič, die im Jahr 2015 als bislang letzte Frau den Literaturnobelpreis erhielt. Wöll thematisiert das in vieler Hinsicht umstrittene Werk Aleksievičs, die sich primär als Geschichtenerzählerin und Sammlerin von Stimmen begreift. Detailliert betrachtet der Aufsatz die neuralgischen Punkte im Prozess des Untergangs der Sowjetunion, die Aleksievič in ihren Büchern adressiert. Ihr Werk über Tschernobyl sowie „Zinkjungen“ (1993), das sich den Folgen des Afghanistankriegs widmet, werden im Kontext von Genres wie der Beichte sowie Verfahren der Zeugnisgabe betrachtet, in denen den aufgezeichneten Stimmen einer Erfahrungsgemeinschaft gleichsam eine chorische Funktion zukommt. Diese, so weist der Beitrag nach, verleiht dem Abwesenden eine ephemere Präsenz, die in der Lage ist, das Unaussprechliche zur Sprache zu bringen sowie zugleich die Korruption durch die ‚Banalität des Bösen‘ zu exponieren. Im Kontext weiterer Werke der transnational ausgerichteten russischen Literatur wie die Marina Cvetaevas oder Iosif Brodskijs, diskutiert Wöll Begriffe der Wahrheit (als Pravda oder Istina) und Authentizität und setzt diese zu Verfahren der Sinnsuche in Beziehung.

Das Spektrum der vorgelegten Beiträge, ihre diachrone Spannweite sowie ihre synchronen Konfigurationen verstehen sich als ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts in der Konzentration auf weibliches Schreiben in Bezug zu einer der bedeutendsten Institutionen des Literaturbetriebs weltweit. Zugleich markiert dieser Band eine Zäsur in dieser Geschichte, denn nach Auskunft der schwedischen Akademie sollen 2019 nunmehr zwei Literaturnobelpreise verliehen werden.

Ohne die Aufnahme in das Förderformat „Offener Hörsaal“ der Freien Universität hätte die Ringvorlesung im Sommer 2018 nicht in der Form stattfinden können, wie sie hier dokumentiert ist. Wir danken deshalb allen, die diese Förderung ermöglicht haben. Unser Dank gilt Dr. Ulrike Krauss und Dr. Christina Lembrecht vom Berliner De Gruyter-Verlag, die den Weg dieses Buches vom Hörsaal an begleitet haben. Für die Open-Access-Publikation danken wir dem Präsidium der Freien Universität Berlin für seine Unterstützung.

Henrike Krause, Sophia Lohmann und Emilie Sievert haben die Texte in Zusammenarbeit mit den Herausgeberinnen eingerichtet und die Druckvorlage erstellt. Ihnen sei für Ihre Sorgfalt und ihre große Initiative besonders gedankt. Unser herzlicher Dank gilt ferner den Referent*innen sowie den über das gesamte Semester konstant gebliebenen über 300 Teilnehmer*innen der Vorlesung, die zu ihrem Gelingen beigetragen und damit diesen Band möglich gemacht haben.

Berlin, im Februar 2019

Claudia Olk & Susanne Zepp